

Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1910)
Heft: 3-4

Artikel: Zur Geldfrage der Schweiz im Kriegsfall
Autor: Rüd, K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-801694>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tag des Gerichts aufwecken, nicht mit Posaunen, sondern mit Donnergebrüll der Kanonen, und ihr werdet sehen und fühlen, was keine Feder imstande ist, euch zu schildern!

G.-C.

—o—

Zur Geldfrage der Schweiz im Kriegsfall.

Unter diesem Titel bringt die „Appenzeller-Zeitung“ Nr. 296 vom 17. Dezember 1909 einen Artikel, welcher einer Abhandlung des Herrn Dr. Julius Frei, Direktor der Schweiz. Kreditanstalt, entnommen ist. Danach hat Herr Frei die Mittel untersucht, welche zur Befriedigung der staatlichen und privaten Geldbedürfnisse in den ersten zwanzig, bzw. fünfzig Tagen nach einer Kriegserklärung zur Verfügung stehen. Die Kosten des Staates berechnet er per Mann der Armee auf 5 Fr. jeden Tag, so dass bei einem Bestande von 160,000 Mann für die ersten zwanzig Tage 16 Millionen Franken, für die ersten fünfzig Tage 40 Millionen Franken nötig wären. Er hebt diese beiden Perioden von 20 und 50 Tagen besonders hervor, weil die Geldbeschaffung in den ersten 20 Tagen infolge des gleichzeitig auftretenden Angstbedarfs der Zivilbevölkerung und der Verwirrung, die sich bei jedem Kriegsausbruche auf allen, auch den nicht direkt beteiligten Geldmärkten geltend macht, eine ganz besonders schwierige sein wird; anderseits dürfte ein Feldzug, den die Schweiz um ihre Unabhängigkeit führt, in 50 Tagen soweit entschieden sein, dass sie bis dahin entweder gesiegt hat, oder für etwaige spätere Operationen sich militärisch wie finanziell an einen Verbündeten, der sich ihr zur Abwehr des ersten Gegners beigesellt, anlehnen kann. Die 40 Millionen wären nach seiner Meinung ohne Schwierigkeit in den ersten Wochen aufzutreiben. Der Bund hält einen Barkriegsschatz von 10 Millionen Franken, welcher nach Ansicht des Herrn Dr. Frei bei Beginn des Krieges der Nationalbank übergeben würde, die dadurch imstande wäre, für 25 Millionen Franken Banknoten auszugeben, sofern die nicht durch Bargeld gedeckten 15 Millionen in bankmässigen Werten Deckung fänden. Die Eidgenossenschaft bekäme also für ihren Barschatz 10 Millionen Franken Noten;

sie könnte sich auch die weiteren 15 Millionen Franken Noten ganz oder teilweise verschaffen, indem sie Eigenwechsel der eidgenössischen Staatskasse, die noch eine weitere Unterschrift eines schweizerischen Bankinstitutes tragen, der Bank übergäbe. Neben dieser Geldbeschaffung für den Staat wäre noch für die Befriedigung der wirklichen und vermeintlichen Bedürfnisse des Publikums zu sorgen. Hier müssten neben der Nationalbank auch die übrigen Banken in den Riss treten. Die Untersuchung schliesst mit der Erwartung, dass bei Eintritt kriegerischer Verwicklungen für unser Land die zweifellos recht ernstesten Schwierigkeiten, welche die Deckung der Bedürfnisse des Staates und der Privaten bereiten wird, durch ein zielbewusstes Zusammenwirken der Nationalbank und der übrigen Banken insoweit werden beschwört werden können, dass eine grössere Anleiheoperation nicht schon in den ersten Tagen oder Wochen nach Kriegsausbruch nötig werden wird.

Es mag diese Untersuchung des Herrn Dr. Frei für manchen guten Patrioten ein Trost und eine Beruhigung gewesen sein, mir will sie nicht einleuchten. Denn ich begreife nicht, wie Herr Dr. Frei die Kosten des Staates im Kriegsfall per Mann und per Tag zu 5 Fr. berechnen kann. Mit vielem Scharfsinn und genauer Sachkenntnis hat der russische Staatsrat J. von Bloch festgestellt, dass im russisch-türkischen Kriege die Ausgaben für die russische Armee pro Mann per Tag 2 Rubel 40 Kopeken betragen haben. Die seitdem bedeutend veränderten Lieferungsbedingungen und die voraussichtlich totale Absperrung der Zufuhr lassen eine Erhöhung vermuten. Ebenso schwer fällt in Betracht, dass eine mitteleuropäische, besonders aber die schweizerische Armee besser gepflegt sein muss als die Truppen des russisch-türkischen Krieges. J. von Bloch hat diesen Faktor aber fallen gelassen und den Betrag für die nächste Zukunft pro Mann und pro Tag auf 2 Rubel 50 Kopeken oder 10 Fr. angesetzt. Die Voraussagen J. v. Blochs haben sich seitdem sowohl im südafrikanischen als im russisch-japanischen Kriege als nicht überschätzt erwiesen. Herr Direktor Frei müsste also die Ziffer von 40 Millionen Franken auf 80 Millionen erhöhen oder die Dauer der Leistungsfähigkeit auf die ersten zehn, bzw. 25 Tage herabsetzen. Es ist zudem sehr zweifelhaft, ob die Schweiz im Kriegsfall mit einer Armee

1 Feuilleton.

Das rote Lachen

Fragmente einer aufgefundenen Handschrift.

Von Leonid Andrejew. Deutsch von August Scholz.*

Erstes Fragment.

... Wahnsinn und Schrecken!

Zum ersten Male ward ich mir dessen bewusst, als wir auf der nach N. führenden Strasse dahinmarschierten — zehn Stunden lang ununterbrochen marschierten, ohne einen Augenblick Halt zu machen, ohne das Marschtempo zu mässigen, ohne die Fallenden mitzunehmen, die in der Gewalt des auf drei, vier Stunden Entfernung hinter uns herdrängenden, die Spuren unseres Rückzugs mit seinen Schritten verwischenden Feindes verblieben.

Es war unerträglich heiss. Ich weiss nicht, wieviel Grad, ob vierzig, fünfzig oder noch mehr — ich weiss nur, dass es eine ununterbrochene, gleichmässige, intensive Hitze war, die uns zur Verzweiflung brachte. Die Sonne erschien so gross, so glühend

heiss und furchtbar, als ob die Erde ihr immer näher rückte und über kurz oder lang von dieser erbarmungslosen Glut verzehrt werden sollte. Die Augen hatten das Sehen verlernt. Die Pupillen hatten sich zusammengezogen, sie waren so winzig klein geworden wie Mohnkörner und suchten gierig das Dunkel im Schatten der geschlossenen Lider. Doch die Sonne durchdrang die dünne Membrane, und ihr blutig-rotes Licht fand den Weg in das erschlafte Gehirn. Aber es war doch immer erträglicher so, als wenn man die Augen offen hielt, und ich marschierte lange, vielleicht ein paar Stunden lang so mit geschlossenen Augen einher und hörte nur, wie rings um mich sich die Massen vorwärts bewegten: ich hörte das dumpfe, unregelmässige Stampfen von Menschen und Pferden, hörte das Knirschen der eisernen Geschützräder auf dem Steingeröll, das schwere, stossweise Atmen der erschöpften Lungen und das trockene Schmatzen der verdorrten Lippen. Alles schwieg — es war, als ob eine Armee von Stummen daherzöge. Wenn jemand zusammenbrach, so tat er es schweigend, und die anderen stolperten über seinen Körper, fielen hin, standen schweigend wieder auf und gingen, ohne zurückzuschauen, weiter, als wären sie nicht nur stumm, sondern auch taub und blind dazu. Was ich sah,

* Scholz & Co. (Verlag „Snanije“), Berlin S. 59, Camphäusenstrasse 25.

von 160,000 Mann¹⁾ auskommen könnte. Jedenfalls wird ja die Schweiz nicht in Krieg verwickelt, es sei denn, dass sie mit einem Nachbarstaate in Konflikt gerate, oder wenn sie zwei miteinander streitenden Nachbarstaaten gegenüber ihre Neutralität zu verteidigen hätte. Im einen wie im andern Falle kommen der Zwei- und Dreibund in Frage, so dass der grösste Teil unserer vier Landesgrenzen stark zu besetzen wäre. Die Schweiz ist zudem ein Industriestaat, welcher auf die Einfuhr von Lebensmitteln und Rohmaterialien angewiesen ist. Die Ausfuhr ihrer Arbeitsprodukte ist als ihre Existenzfrage zu betrachten. Die Aufbietung von 160,000 Mann hätte zur Folge, dass zahlreiche Geschäfte geschlossen und Hunderttausenden von Familien die Möglichkeit genommen würde, ihr Brot zu verdienen. Das rapide Steigen der Lebensmittelpreise würde die öffentliche Sicherheit derart gefährden, dass zum Schutze des Lebens und des Eigentums mindestens noch einmal 160,000 Mann aufgeboten werden müssten. In einem bisher nicht gekannten Masse werden Produktion und Verkehr lahm liegen; somit ist es auch selbstverständlich, dass die Steuern nicht mehr so prompt eingehen wie in Friedenszeiten, und das trifft in derjenigen Zeit ein, wo der Staat mehr denn je auf die prompte Einzahlung derselben angewiesen ist. Es bleibt also kein anderes Mittel übrig als das der Anleihe. Tatsächlich wäre es aber leichter, Geld nach einer Niederlage zu erhalten als am Vorabend des sichersten Sieges. Die Hoffnung des Herrn Direktor Frei, dass ein Feldzug, den die Schweiz um ihre Unabhängigkeit führt, in 50 Tagen entschieden sein dürfte, oder dass sie sich an einen Verbündeten anlehnen könnte, kann ich leider nicht teilen. Zu Napoleons Zeiten wäre dies um Geld und gute Worte noch möglich gewesen, dass solches unter den heutigen Verhältnissen nicht mehr angeht, hat uns der österreichisch-serbische und der türkisch-griechische Konflikt zur Genüge bewiesen. Das Wort „Krieg“ bedeutet

¹⁾ Die Gesamtstärke der schweizerischen Armee beträgt zirka 500,000 Mann, davon fallen etwa die Hälfte auf Auszug und Landwehr, die andere Hälfte auf den Landsturm.

Herr Oberst i. G. Egli sagt in einem jüngst gehaltenen Vortrage: „Es ist höchst wichtig, dass der Bundesrat bei drohender Gefahr nicht zaudert, sondern sofort die vollständige Mobilmachung aller Truppen beschliesst.“ (Die Red.)

schien mir eine wilde Phantasie, ein wüstes Traumbild der tollgewordenen Erde. Die heissdurchglühte Luft vibrierte, und lautlos, als ob sie ebenin Fluss kommen sollten, vibrierten auch die Felsen; und die Züge der Mannschaften, die Geschütze und Pferde weit hinten an der Wegbiegung schienen wie von der Erde losgelöst und zitterten wie Gallerte — als wären es nicht lebende Wesen, die da marschierten, sondern ein Heer von fleischlosen Schatten. Bis ins Innerste des Körpers, in die Knochen, ins Hirn drang die heisse, dörrende Glut und erzeugte das Gefühl, als wackele da oben zwischen den Schultern nicht der Kopf hin und her, sondern eine seltsam fremde, schaurige, äusserlich aufgestülpte Kugel...

Und da — da erinnerte ich mich plötzlich meines trauten Heims: ich sehe einen Winkel des Zimmers, und ein Stück der blauen Tapete, und die unbenutzte, staubige Wasserkaraffe auf meinem kleinen Tische, von dessen drei Beinen das eine kürzer ist als die beiden andern und durch ein zusammengefaltetes Stück Papier gestützt wird. Und im anstossenden Zimmer — so, dass ich sie nicht sehen kann — sitzt meine Frau mit meinem kleinen Sohne. Wäre ich imstande gewesen, zu schreien, ich hätte laut aufgeschrien vor Ueberraschung: so ungewohnt war

heute für die Existenz der europäischen Staaten soviel als das Todesurteil ihrer Kultur. Ich erachte es als meine Pflicht, solch irreführende Hoffnungen zu berichtigen und bei Diskussionen über die Wehrfähigkeit eines Staates mit den nackten Tatsachen zu rechnen. Bei einem Kriegausbruche wird es der bitteren Enttäuschungen immer noch genug geben, falsche Vorspiegelungen aber werden eine Erbitterung erzeugen, deren Folgen sich besser verschweigen als beschreiben lassen. Sagen wir den Völkern die nackte Wahrheit, indem wir ihnen die Folgen des Krieges vor Augen führen und weisen wir hin auf die Möglichkeit der friedlichen Verständigung zwischen den Staaten auf der Grundlage des Rechts, dann haben wir unsere Pflicht gegenüber unsern Mitmenschen erfüllt und dem Vaterlande bessere Dienste erwiesen als mit blindem Troste.

K. Rüd.

—o—

Was Kriege kosten.

Wie zu allen Zeiten, so gilt noch heute der bekannte Ausspruch des alten Kriegshelden Montecuccoli, der von 1631—1675, zuletzt als österreichischer Feldherr, von einem Feldzug zum andern zog und zahllose Schlachten mitmachte. Der älteste Krieg, von dem wir wissen, wieviel er kostete, war der von Friedrich dem Grossen geführte siebenjährige Krieg, der Preussen allein nach unserem Gelde 2800 Millionen Mark kostete. Bei der Durchschnittsstärke des preussischen Heeres von 130,000 Mann kam jeder Mann pro Tag auf etwa 3 Mark zu stehen. Von den napoleonischen Kriegen sind uns keine Zahlenangaben erhalten; doch können wir aus Analogie mit andern Kriegen schliessen, dass die Kosten derselben für Frankreich allein viele Milliarden Franken betrugen. Erst wieder von den modernen grossen Kriegen sind uns genauere Zahlen bekannt. So kostete der deutsch-französische Krieg von 1870/71 die Deutschen 1750 Millionen und die Franzosen 1529 Millionen Mark, zu welchen für letztere noch die 5000 Millionen Mark Kriegsentschädigung kamen. Und wie viele Milliarden von privatem Besitz sind nicht dabei in Frankreich allein zugrunde gegangen!

mir dieses einfache, friedliche Bild, dieses Stück blaue Tapete samt der unbenutzten, staubigen Karaffe.

Ich weiss, dass ich stehen blieb und die Arme ausstreckte — aber da erhielt ich von hinten einen Stoss und lief rasch weiter, hastig durch die Menge drängend, als ob ich es sehr, sehr eilig hätte. Eine ganze Zeitlang lief ich dahin zwischen den schweisgsamen Menschenreihen, vorüber an den vom Sonnenbrand geröteten Nacken, an den aufgeprotzten, glühend heissen Geschützen, die ich unbewusst streifte — als plötzlich der Gedanke, was ich denn eigentlich treibe, wohin ich so eilig laufe, mich abermals Halt machen liess. Nun schlug ich mich seitwärts, gelangte auf eine freie Stelle, kroch durch eine Schlucht und setzte mich auf einen Felsblock, tief aufatmend, als ob dieser heisse, rauhe Block das Ziel all meiner Wünsche wäre. Und da kam mir jene furchtbare Tatsache zum erstenmal klar zum Bewusstsein: ich sah mit aller Deutlichkeit, dass alle diese Menschen, die da schweigend in der Sonnenglut vorwärts hasteten und, von Hitze und Erschöpfung übermannt, jäh zusammenbrachen — dass sie Wahnsinnige waren. Sie wissen nicht, wohin sie gehen, sie wissen nicht, warum diese Sonne da auf sie niederbrennt, sie wissen nichts, rein nichts. Sie tragen keinen Kopf auf den Schul-